

Zwei vergessene Bernerdichter

Autor(en): **Züricher, Bertha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 44

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auch während dem Weltkrieg hat die Schweiz das Gast- und Asylrecht in weitgehendem Maße geübt. Der von der Entente abgesetzte Griechenkönig Konstantin war von 1917 bis 1920 im Engadin, in Zürich und Luzern. Unter Dankesbezeugungen verließ er unser Land. Auch zahlreiche Habsburger haben das Asylrecht gebraucht (wie Ludwig von Bayern u. a.). Nur Karl von Habsburg, früher Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn, hielt sich nicht an sein Versprechen: Er verschwand plötzlich in Brangins und erschien in Budapest, um seinen Thron wieder zu besteigen. Er mußte wieder in die Schweiz zurückkehren. Aber 1921 flog er von Dübendorf neuerdings nach Ungarn. Dies Mal aber wurde er dort gefaßt und gefangen-geleckt.

Besonders hat sich auch das Bestreben bemerkbar gemacht, durch Ueberschreiten der Schweizergrenze dem Kriegsgetümmel zu entinnen. Dazu war die schweizerische Friedensinsel verlockend. Italienische Deserteure kamen mit den Lössbergzügen an. Von Deutschland schwammen sie über den Rhein. Die Gesamtzahl der Flüchtlinge beim Friedensschluß betrug rund 26,000 Mann. Davon Italiener 11,818, Deutsche 7203, Oesterreicher 2463, Franzosen 2451, Russen 1129, dazu Türken, Serben, Rumänen, Belgier, Bulgaren, Engländer, Griechen, Amerikaner, Schweden. Mit der Zeit war im Volk eine gewisse Mißstimmung zu bemerken. Die Flüchtlinge nahmen die Armenbehörden stark in Anspruch, und oft seien sie sogar besser gestellt gewesen als Schweizer, die ihre Dienstpflicht erfüllten. Daraufhin wurde das Ueberschreiten erheblich erschwert. Als aber die Flüchtlinge abgeschoben werden sollten, machte sich bei denen, die vorher gemurrt hatten, ein allgemeines Mitleid mit ihnen bemerkbar, so daß die Bestimmungen wieder erheblich gemildert wurden. Die Niederlassungsgesuche betragen Ende 1919 noch 1400 pro Monat, gegenüber 2300 im Vorjahr. Unter den in der Schweiz sich aufhaltenden Flüchtlingen befanden sich natürlich auch viele zweifelhafte Elemente, die sich der Pflicht gegenüber dem Asyl gewährenden Staate nicht bewußt waren: In Zürich hatten sich die Deserteure und Refrakteure zusammengeworrtet. Sie glaubten, als 1917 der Staatsstreich der Bolschewiki in Rußland gelungen war, daß sie nun auch etwas tun müßten. Die Revolution der Tat sollte auch in der Schweiz durchgeführt werden. Vor allem sollte das Militär zur Massen dienstverweigerung gebracht werden.

Man könnte auch die als Flüchtlinge bezeichnen, die bei Ausbruch des Krieges gerade in der Schweiz blieben. So lebte z. B. in G. S. ein Reichsdeutscher, der das Aufgebot erhielt, für sein Land ins Feld zu ziehen. Als er mit Sack und Pack „in den Krieg“ zog, war fast das ganze Dorf anteilnehmend am Bahnhof. In Basel besann er sich aber anders, kaufte ein Billett G. S. einfach und kehrte wieder zurück. Er hat sich später neutralisiert und sitzt heute im Gemeinderat.

Auch heute ist dieses Problem der Ueberfremdung wieder von einiger Bedeutung. Viele bezeichnen das praktisch ausgeführte Asylrecht als große Plage. Es kommen ja wirklich viele unsaubere Elemente dadurch in unser Land, auch mögen andere Arbeitsplätze ausfüllen, die durch eigene Arbeiter ebensogut versorgt werden könnten. Vergessen wir aber nicht, daß wir dadurch selber dem nationalen Standpunkt leben, der in der letzten Konsequenz das Flüchtlingselend schaffen muß. Weiter dürfen wir nicht übersehen, daß uns die Aufnahme der Flüchtlinge auch ganz große Vorteile brachte, erinnern wir nur an die verschiedenen Geistesgrößen, die uns dadurch ihre Kraft zur Verfügung stellten.

Sehen wir zum Schluß noch kurz, wie es mit der Auslieferung der Flüchtlinge steht: Es ist allgemein geltend, daß es ganz dem asylogewährenden Staate anheimgestellt ist, ob er einen Flüchtling ausliefern will oder nicht. Meist geschieht eine Auslieferung dann, wenn es sich um ein gemeines Verbrechen handelt, denn dies richtet sich ja gegen die Menschheit. Anders beim politischen Flüchtling, der vielleicht einer Idee wegen verfolgt wird, die in einem andern Staat als erstrebenswertes Ziel gilt.

Zwei vergessene Bernerdichter

Erinnerungen von Bertha Züricher

Wenn ich heute aus dem Schatzkästlein meiner Jugenderinnerungen die Namen zweier Männer herausziehe, die einst, es sind jetzt fünfzig Jahre seit ihrem Tode, zu den bekannten, stadtbernerischen Persönlichkeiten gehörten, so möge man es mir nicht als Eitelkeit auslegen, daß der zweite Teil meiner Reminiscenzen dem Andenken meines Vaters gewidmet ist. Vorher aber möchte ich eines seiner besten Freunde, des einstigen Bundesrichters und Advokaten Rudolf Niggeler gedenken, dessen Erscheinung meinem Gedächtnis ebenfalls unauslöschlich eingepägt ist. Ein schöner, dunkler Lockenkopf, mit hoher Stirn und lebendig funkelnden Augen, die ungewöhnliche Frische und sprühenden Geist verrieten, so sehe ich ihn noch heute vor mir. Seine Mitbürger wußten, daß er zugleich ein feinsinniger Dichter war, denn er hatte schon früh ein Bändchen mit formschönen, gedanklich klaren Poesien veröffentlicht, von denen mir, obgleich ich damals noch zur Schule ging, einige im Gedächtnis haften geblieben sind. Noch höre ich sein fröhliches Lachen, als ich ihm erzählte, ich hätte nachstehendes Gedicht in der Deutschstunde rezitiert:

O Güt'ger, gib mir auch den Schmerz.

Soll sich die Menschenbrust beklagen,
Wenn Not und Kummer sie bedrängt?
O nein, ich will geduldig tragen,
Was auch das Schicksal mir verhängt.
Und rief ein Gott mir auch hernieder:
Ich flehte: Gib mir Rosen, Lieder,

Doch Güt'ger, gib mir auch den Schmerz.
Dir blühe Maienduft und Scherz —
Wenn uns der Kuckuk ewig lüde,
In einen Lenz, der ewig lacht
Wüß' Aug' und Ohr nicht endlich müde
Des frohen Ruf's der Blumenpracht?
Wüß' unser Herz nicht oft ersehnen
Die still erstarrte Winterszeit —
Wenn wir am Herd im Stuhle lehnen,
Wenn's um die Fenster stürmt und schneit?

Nicht immer darf der Fuß verweilen
Im gleichen Stand, am gleichen Ort,
Wie übers Meer die Schwalben eilen
So drängt es uns vom Liebsten fort —
Nicht immer darf das Herz verbleiben
Im trägen Glück, in süßer Ruh,
Wie hoch im Sturm die Wolken treiben,
Pocht's Kämpfen und Gefahren zu.

Nur darum ist so schön die Erde
Mit Berg und Tal, mit Wald und See,
Weil Freude wechselt mit Beschwerte
Und Sommergrün mit Winterschnee.
Drum rief ein Gott mir auch hernieder:
Dir blühe Wonne nur und Scherz,
Ich flehte: Gib mir Rosen, Lieder,
Doch Güt'ger, gib mir auch den Schmerz.

Rudolf Niggeler wurde im Jahre 1845 in Bern geboren, besuchte dort die Kantonschule und später das Gymnasium in Bruntrut. An diese Zeit knüpfte sich schon seine romantische Neigung zu einer jungen Amerika-Schweizerin, die damals in Bruntrut einen Kochkurs besuchte und zehn Jahre später seine Gattin wurde. Fünfzig Jahre hat diese nun ihren Mann überlebt und erfreut heute noch, im 92sten Lebensjahre, alle, die ihr nahe stehen, durch ihre geistige Frische und Beweglichkeit.

Während der zehnjährigen Trennung entwickelte sich bei dem jungen Manne sein dichterisches Talent und ungezählt flogen seine Lieder über das Wasser, bis endlich der Traum seiner Jünglingsjahre in Erfüllung gehen konnte. So lesen wir z. B. das empfindsame Sonett:

Mit Rang und Reichtum kann ich nimmer prahlen.
Du saßt mich jüngst, ich lag am Waldessaume —
Mein Sommerschloß ist unter jenem Baume,
Umschwärmt von Mücken und von Sonnenstrahlen.
Doch lieg ich hier im Gras zu hundert Malen

Und ruhet rings die Welt im Mittagstraume,
Da tönet mir Gesang im Herzensraume —
Mit diesem laß mich Deine Huld bezahlen.
Wohl ist er noch zu schwach, um weit zu dringen,
Dem Vogel gleich, der's eben durfte wagen,
Ums Nest herum zu flattern und zu singen.
Doch willst Du ihm die Nahrung nicht versagen,
So wird er stolz entfalten seine Schwingen
Und Dich zu goldnen Himmelshöhen tragen.

Er hatte mit Erfolg seine Studien in Deutschland und Bern vollendet, die Hallermedaille erworben und ließ sich nun als Fürsprecher in Bern nieder. Seine dichterischen Eigenschaften hinderten Rudolf Niggeler aber nicht, daß er auch in seinem Beruf sehr geschätzt war und schon nach einigen Jahren das höchste, schweizerische, juristische Amt bekleidete, als er im Jahre 1874 als Bundesrichter nach Lausanne berufen wurde. Nach 5 Jahren kehrte er aber wieder nach Bern, in den von ihm vorgezogenen Beruf eines sehr geschätzten Advokaten, zurück. Er wurde dann als Vertreter des Seelandes in den Nationalrat gewählt und dank seiner Originalität, der Klarheit seines Urteils und seiner geistreichen Beredsamkeit, war er bald eine von dessen markantesten Persönlichkeiten. Leider entwickelte sich schon früh bei dem vielbeschäftigten Manne ein schweres Herzleiden und ahnungsvoll schrieb er die wehmütigen Verse nieder, die sich bald, im Sommer 1887, in Wirklichkeit verwandeln sollten:

Ahnung.

Sterbend erglüht drüben der Hain, und der Regen
Säufelt so bang in des Teich's graues Gewässer —
Nimmer tönet im Weidenbaume
Flötend der Amsel Gesang.

Schnell wie der Sturm braust die Zeit und entfärbt die
Blüten des Mai und verstreut wirbelnde Floken.
Auf die stummen, verschneiten Felder,
Schimmert der bläuliche Mond.

Ehe des Lied's dauernden Kranz ich gewunden,
Sterb' ich dahin und des Jahrs welkendem Laube gleich,
Wird der junge Gesang des Herzens
Ueber dem Grabe verwehn.

Nun sei es mir im gleichen Gedankenfluge noch vergönnt,
die Erinnerung an meinen Vater, die wohl noch verblähter ist,
als diejenige an seinen Freund Niggeler, den er nur um zwei
Monate überlebte, mit kindlicher Pietät ein wenig wach zu
rufen. Denn auch er war neben seinem juristischen Beruf (er war
Oberrichter) eine echte Dichternatur, obschon sich diese nur bei
seltenen Anlässen zeigen durfte.

Friedrich Alfred Zürcher wurde am 23. September 1837,
als jüngstes von zehn Kindern, im Pfarrhaus Oberbalm geboren.
Schon der Vater, der Pfarrer, scheint bei seiner echten Frömmig-
keit ein helllichtiger Mann und Idealist gewesen zu sein.

Mein Vater kam zur weitem Ausbildung und zum Rechts-
studium nach Bern. Seine große geistige Frische und Tat-
kraft wiesen ihm schon früh Aufgaben, die ihn über seinen juris-
tischen Beruf hinaushoben und die sein früh abgeschlossenes
Leben zu einem außergewöhnlich vielseitigen gestalteten. Als
Student war er einer der Gründer der Studentenverbindung
Helvetia und deren erster Präsident.

Als Staatsanwalt verheiratete er sich mit der Enkelin des
durch seine historischen Studien und Sammlungen bekannten
Landammann Lohner in Thun, die ihm, indem sie selbst malte
und sang, viel Verständnis für seine künstlerischen Neigungen
entgegen brachte. Die köstliche Frische, mit der er sich als ge-
borener Idealist in seinem Heim und seiner Familie gab, (wie
oft beglückte er seine Kinder durch selbst erfundene und illustrier-
te Märchen und Robinsonaden) hinderte ihn aber nicht, sich auch
als Jurist, als Offizier und vor allem auf sozialem Gebiet, mit
intensiver Kraft und Hingabe zu betätigen. Als junger Mann
war er einige Jahre an der Redaktion des „Bund“ tätig, von
wo aus er dann ins Obergericht gewählt wurde. Dort besaßte
er sich viel mit der Fürsorge für entlassene Sträflinge — und
war auch ein überzeugter Bekämpfer der Todesstrafe, deren Ab-
schaffung ihm eine große Genußtuung bereitete.

Als Offizier gründete und leitete er in Bern jahrelang ein
Kadettenkorps und exerzierte an seinen freien Nachmittagen
selbst mit der bernischen Jungmannschaft, die damals noch nicht
viel von Sport wußte, auf dem Beundenfeld.

Da fällt mir, indem ich dieses schreibe, ein ganz merkwür-
diges Zusammentreffen ein, das mir vor schon 35 Jahren in
einem der abgelegensten Nestchen von Nordfrankreich, wo ich
welterloren ein paar Wochen malte und mich ausruhte, zu ei-
nem Erlebnis wurde. Ich war in dem kleinen Dörfchen an ein
Mittagessen mit allen Dorfhonorationen, die die „seltene“ Aus-
länderin ehren wollten, eingeladen, und der Gastgeber, der Ad-
vokat der Gegend, ein winzig kleines Männchen mit flugem Ge-
sicht, erzählte beim Nachtschiff, wie er vor 20 Jahren seine Hoch-
zeitsreise nach der Schweiz und speziell nach Bern gemacht habe.
Außer Bären habe ihn als Jurist interessiert, einer
eben stattfindenden Sitzung des Obergerichtes beizuwohnen und
am Nachmittag sei er auf unsern Exerzierplatz hinausgewandert.
Da sei es ihm als große, speziell schweizerische Merkwürdigkeit
erschieden, daß der gleiche Mann, der am Morgen als Richter
das Plädoyer geleitet habe, am Nachmittag als Offizier die Ka-
detten eindrickte. Und noch merkwürdiger ist, daß das gerade
mein Vater war, warf ich dazwischen, worauf sich die ganze
Tafelrunde wie elektrifiziert erhob und mit mir auf sein Anden-
ken anstoßen wollte. So spinnen sich immer wieder geheimnis-
volle Fäden vom Einst zum Jetzt und so sehe ich auch heute
noch meinen Vater mit seiner, für alles Schöne und Gute be-
geisterten Art und seinem klaren Blick, der auch das Traurige
und das Elend in unserer Stadt erfaßte, vor mir, indem er
jahrelang Präsident der Armenfürsorge war.

Mein Vater wurde auch oft, da seine Freunde seine form-
gewandte Ausdrucksweise schätzten, als Redner bei wichtigen
Anlässen berufen. So erinnerte ich mich, als ich vor wenigen
Wochen von dem Jugendumzug „Bern in Blumen“ in den
Zeitungen las, an ein anderes, für Bern bedeutsameres Fest
vor etwa 55 Jahren, an welchem auch die ganze bernische Schul-
jugend festlich geschmückt aufmarschierte: Die Einweihung der
Kirchenfeldbrücke, zu der mein Vater als Festredner erkoren
war. Drüben, auf dem noch ungebauten Kirchenfeld, wo heute
das historische Museum steht, war die Rednerbühne errichtet,
und die Menge lauschte andachtsvoll seinen Worten. Er begrüßte
sie mit einem Gedicht in Hexametern, das dann gedruckt in den
Schulen verteilt wurde und dessen Anfang ich nie vergessen habe:

Seht den gewaltigen Bau, für Jahrhunderte steht er gegründet,
Welcher des wachsenden Berns fesselnden Ring nun gesprengt —
Welcher gen Mittag zu die dumpfen Mauern geöffnet
Und zum Licht und zur Ruh Zugang den Bürgern verschafft.
Seht den gewaltigen Bau, ein Zeuge den künft'gen Geschlechtern,
Daß nicht Torheit gesiegt und auch nicht der neidische Sinn
Daß überragender Geist und festbarrendes Wollen,
Gleich, wie der Sonne Kraft, feindliche Nebel zerstreut. usw.

Auch bei der Einweihung des Grauholzdenkmals hielt mein
Vater die Festrede und wie ich mich erinnere, hat er in dieser
Rundgebung seine echt vaterländische, aber über den Parteien
stehende Gesinnung niedergelegt.

Wenn ich an diese Zeit in meiner fernen Jugend zurück-
denke, so sehe ich außer Rudolf Niggeler noch eine Anzahl seiner
Freunde, die er zwar nie an einem Stammtisch suchte, vor mir.
Beim Tode eines derselben, Nationalrat Bückberger, widmete
er seinem Andenken ein tief empfundenes Sonett:

Ein echter Mann, aus freiem Volk entsprossen
Auf Deiner Stirne thront Gedankenbelle —
Von Stärke zeugt Dein Blick, der adlerschnelle —
Von Willenskraft Dein Mund, so fest geschlossen.

So stundest Du vor uns, aus Erz gegossen:
Wir lauschten Worten, die aus tiefster Quelle,
Zwar stromesmutig, aber Well' an Welle —
So wohlgefügt von Deinen Lippen flossen.

Du buhltest niemals um die Gunst der Menge
Doch öfters traf Dich ihres Zornes Fülle,
Wenn Du für Wahrheit sprachst mit Ernst und Strenge

Doch wie sie heut' zur kühlen Gruft Dich tragen,
Da fühlt das Volk, daß unter kalter Hülle,
Dein warmes Herz nur für sein Wohl geschlagen.

Von den ihn überlebenden Freunden erinnere ich mich an
die hagere, immer von einem Zylinder beschattete Gestalt von
Professor Karl Hiltz, dessen gütiger Blick mir unvergeßlich ge-
blieben ist und der oft mit meinem Vater lange Spaziergänge
unternahm; auch an Professor und Oberbibliothekar Blösch, an



Bundesrichter und Nationalrat Rudolf Niggeler (1845—1887)

den ihn eine warme Jugendfreundschaft knüpfte und der dann unser Vormund nach seinem frühen Tode wurde. Unvergessen ist mir auch Regierungsrat Albert Bihius, der, als er noch Pfarrer in Twann war, meinen Vater veranlaßte, schöne, abwechslungsreiche Herbstferien mit der ganzen Familie auf der gegenüberliegenden Bielerinsel zu verbringen, an welchen Aufenthalt ich mich wie an ein poesiedurchwobenes Märchen erinnere. Dann sehe ich noch die etwas struppige, aber geniale Gestalt Professor Trächsel, des einstigen Kunstgeschichtslehrers an der bern. Hochschule, vor mir, der mir besonders im letzten Lebensjahre meines Vaters lieb wurde, indem er diesem als Erster die Möglichkeit eines späteren Kunststudiums für mich nahelegte, worauf dieser freudig einging. Hätte er geahnt, mit wie viel Schwierigkeiten dieser Beruf, besonders für alleinstehende Künstlerinnen, heute verbunden ist, er wäre wohl weniger optimistisch gewesen! Aber damals hing ja für uns sowieso der Himmel voller Geigen!

An einem glanzvollen Betttag vor 50 Jahren machten wir noch mit ihm einen unvergeßlichen Gang über die Jurahöhen nach Magglingen, wir freuten uns auf den baldigen Einzug in ein schön gelegenes, eigenes Heim, dem späteren „Leuenberg“ J. B. Widmanns, und besprachen unsere Zukunft. Da legte er sich noch am selben Abend nieder, um nicht wieder aufzustehn. Ein selten vielseitiges und tatenfrohes Leben hatte einen zu

frühen Abschluß gefunden. Daß er selbst nicht unvorbereitet von uns gegangen, das bezeugen die folgenden Verse, die er bei einer früheren Krankheit ahnungsvoll niedergeschrieben:

Der Kuckucksruf.

Auf dem schweren Krankenlager
Hör ich oft an langen Tagen,
Lauter noch in stillen Nächten,
Kuckucksruf ans Ohr mir schlagen.

Nicht der holde Frühlingsbote
Ist es, aus metallnem Munde
Meldet nur die Uhr des Nachbarn
Kalt und pünktlich jede Stunde.

Unermüdet ist der Rufer
Und die Stunden gehn und kommen —
Ist das Kuckuck kaum verklungen,
Wird aufs neu es schon vernommen.

Ob mir tags die Zeitung melde
Gutes viel und viel vom Bösen,
Ob mich nachts die Sorgen quälten,
Oder Lichtgedanken trösten:

Zimmer tönt das Kuckucksrufen,
Mahnend, daß nach kurzer Weile,
Freud und Leid und Alles schwindet
In der Zeiten Flucht und Eile.

* * *



Friedr. Alfred Züricher. Oberrichter und eidgen. Oberst (1837—1887)